Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 98 (1972)
Heft: 30

Rubrik: Spott-Revue

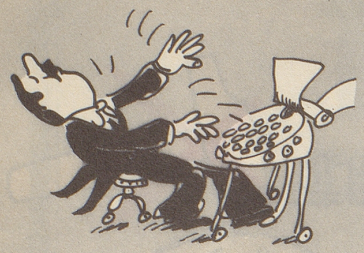
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

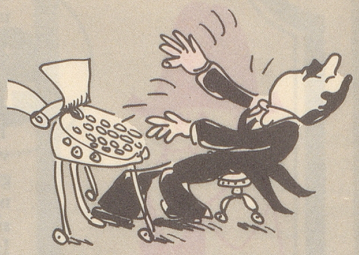
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Spott-Revue

von Max Rüeger

Spott-Revue



Der geniale Lümmel

Was sich offiziell Weltmeisterschaft nannte, war in der Tat eine schlecht gefertigte Klamotte, ein Sport-Schwank, den die Herren Arnold und Bach mit Sicherheit schon nach dem ersten Akt in den Papierkorb geschmissen hätten.

Ort der Handlung: Islands Hauptstadt Reykjavik, Protagonisten die beiden Schach-Künstler Bobby Fischer (USA) und Boris Spasskij (UdSSR). Die besten Zug-um-Zug-Vögel der Welt gedachten sich gegenseitig matt zu setzen, Schachfreunde aller fünf Kontinente starrten gebannt nach der Kapitale am Polarkreis, um sich ja keine Bewegung der Geistes-Athleten entgehen zu lassen.

800 000 Franken betrug das Preisgeld, in letzter Minute aufgestockt durch einen englischen Investment-Bankier. Ueber ein Jahr lang hatte der amerikanische Herausforderer die Veranstalter mit immer neuen Forderungen erpreßt, ehe er gnädig ankündigte, er würde nun also gegen den russischen Weltmeister ansitzen.

Aber mit der Brett-Primadonna aus den Staaten war kein Staat zu machen. Robert Fischer benahm sich fortlaufend widerlich. Er landete Tage nach dem vereinbarten Termin erst in Reykjavik, sein Gefolge definierte das als «Zermürbungstaktik», der Präsident des Weltschachverbandes erklärte dazu, Herr Fischer käme eben «aus einer andern Welt».

Jeder Radrennfahrer, jeder Ringer, der zu spät zu einem Wettkampf antritt, wird disqualifiziert. Bobby Fischer rechnete mit der Engelsgeduld der Funktionäre – und seine Rechnung ging auf. Mit einer Gendarmen-Eskorte ließ er sich in eine eigens für ihn geräumte Villa chauffieren, die Gardinen blieben zugezogen, der Star haßt das Licht des Tages.

Nachdem die Eröffnung des Matches wiederum mehrmals verschoben worden war, erschien Fischer nochmals mit 22 Minuten Verzug. In Interviews formulierte er Unsinn und Unflätigkeiten, die selbst Cassius Clay als unter seiner Würde ungesagt hätte bleiben lassen. Er brachte Politik mit ins Schach-Spiel: «Hier steht die freie Welt gegen die lügenden, betrügenden, falschen Russen.»

Die erste Partie verlor er nach 64 Zügen. Zur zweiten trat er gar nicht erst an und wurde als forfait besiegt erklärt. Ihn störten die Fernsehkameras, die man aufgebaut hatte. Ihn störten die Photographen, von denen jeder pro Mann und Tag 13 000 Franken für die Knips-Lizenz zu bezahlen hatten. Ihn störte alles und alle – außer Herrn Fischer.

Er mußte sich für die diversen Flegeleien bei den Russen entschuldigen, denn selbst Staatspräsident Podgorny hatte vom Kreml aus Satisfaktion gefordert. Fischer wollte ein saloppes Sorry morgens um zwei Uhr an den Mann bringen.

Der Vorhang jedoch fiel nicht über diesem so peinlich provinziellen Schmierenstück. Man packte den Turm-und-Dame-Lümmel weiterhin in Watte, diskreditierte damit das königliche Spiel zur ordinären Farce.

Die zahlenbesessenen Amerikaner aus Fischers Troß merkten an, Bobbys Intelligenz-Quotient liege bei 184. So um 150 herum beginne die Genialität, wissen Kenner der Materie zu berichten. Damit sei doch eigentlich fast alles erklärt.

Damit ist, so meine ich, überhaupt nichts erklärt. Das jämmerliche Spektakulum von Reykjavik weist deutliche Symptome degenerierten Getues auf.

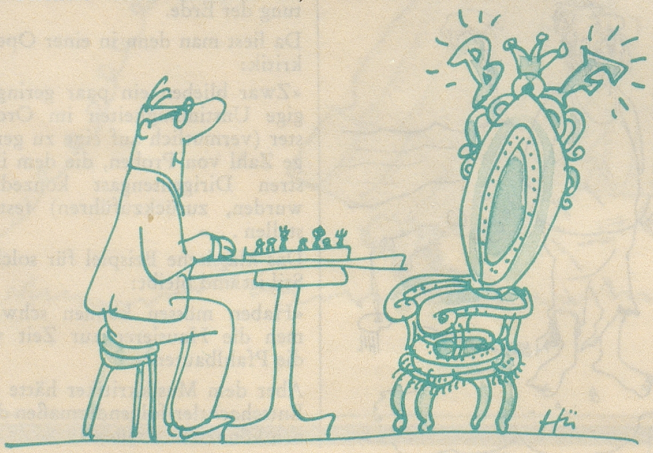
Zwar ist man sich von Stars in allen Bereichen Exzentrik gewohnt. Aber herzförmige Rosa-Swimmingpools in Hollywood-Villen, Quarantäne-Yachten für Schoßhündchen der Jet-Set-Prominenz, altrömische Feudal-Orgien halbseidener Industriellen-Erben – sie scheinen mir vergleichsweise unwichtig gegenüber dem Gebaren dieses Lausbuben, der «den amerikanischen Lebensstil liebt» und «die Großmeister aus der Sowjetunion fressen» will.

Ganz am Rande tröstlich bleibt, daß sich Bobby Fischer sehr viele neue Feinde zugelegt und Freunde verloren hat.

Von der letzten – und ja wohl einzig möglichen – Konsequenz wurde er hingegen verschont: ihn nämlich schlicht und einfach zum Teufel zu jagen. Ihm mitzuteilen, daß kein Mensch so gut Schach spiele, als daß er sich derart schlecht benehmen könne.

Aber die falsche Ehrfurcht vor einem publicity-wirksam hochgezüchteten «Genie» senkte Barrieren. Statt die Zähne zu zeigen, buckelte man katz.

In Reykjavik wurden Auswüchse sportlichen Gladiatorentums so eklatant bloßgelegt wie weibliche Intimstellen in heimlich gehandelten Porno-Filmen.



Genau so offenkundig – und genau so geschmacklos.

Wenn amerikanische Schach-Wütige sich an den Eskapaden ihres Idols begeilen, ist das ihre Sache. Man sollte sich jedoch in Grenzen halten, sobald man über die Grenzen geht.

Die Schach-Schau von Reykjavik war – mit Verlaub – zum Kotzen. Ein Gutes immerhin hat diese miserable Veranstaltung: an ihr wird man künftig negativ messen können, was unter indiskutabler Repräsentation einer Spielart sportlicher Auseinandersetzung zu verstehen ist.

Es gibt keine undisziplinierten Stars, keine arroganten Athleten, keine größenwahnsinnigen Champions mehr.

Wir können uns die Suche nach passenden Formulierungen ersparen.

Es gibt nur noch Bobby Fischers.

Letzte Première

Zwar findet die Beisetzung in München, mithin außerhalb unserer Grenzen statt. Aber die Trauergemeinde ist international, setzt sich aus Gästen zumindest des deutschen Sprachraumes zusammen. Die «Münchner Lach- und Schießgesellschaft», in vielen Radio- und Fernsehauftritten auch bei uns zu Ruhm und Ehre gekommen, das Zürcher Schauspielhaus stets in Rekordzeit füllend, hat sein letztes Programm gestartet, das Ensemble löst sich auf, und die Klageweiber, die den Tod des Kabaretts schlechthin beweinen, erhalten wieder einmal Rückenwind, der den schwarzen Schleier flattern läßt.

Fünfzehn Jahre alt ist die «Lach- und Schieß» geworden. Ein biblisches Alter, das sämtliche Negativa beinhaltet: Bestandenheit, Routine, mühseliges Trampeln auf ausgetretenen Pfaden, das Alles-Sagen-Dürfen und Nichts-Verschweigen-Müssen.

Sammy Drechsel, der alerte Chef des Ensembles, hat seinem Stammpublikum Denkübungen erspart und im Programmheft zur letzten Première einige Gründe aufgezählt, die zum funebren Akt führten.

Man hört auf, weil

– wir alle schon viel zu alte Säcke sind für diesen Job und mittlerweile so viel Uebergewicht angesetzt haben, daß unser Brettl es nicht länger tragen mag;

– es uns schwerfällt, ausgerechnet die politische Richtung zu kritisieren, für die wir uns jahrelang eingesetzt haben;

– es überhaupt keinen Sinn mehr hat, weil das Kabarett sowieso tot ist;

– unseren Autoren zu uns (und anderen) nichts, aber auch gar nichts mehr einfällt;

– wir uns gegenseitig nicht mehr ausstehen können;

– der eine oder andere von uns auch gerne mal auf einem richtigen Theater spielen möchte.

Resignation also, soweit das Auge reicht. Die «Süddeutsche Zeitung» widmet dem baldigen Leichnam ein «Streiflicht». Da ist u. a. zu lesen:

«Wie kommt es, daß die TV-Lieblinge plötzlich von der Bildfläche verschwinden – handelt es sich um einen schnellen Exitus oder um ein langes, mit Ungeduld ertragenes Leiden? Rüstige Kabarettisten, von keiner wirtschaftlichen Notlage bedrückt, in Abertausenden von Vorstellungen zusammengeschweißt, gehen auseinander. Sie sind keine Versprengten, wurden nicht schikaniert, von oben gemaßregelt oder gar verboten. Keine ‹CSU-Kultuskammer› hat ihnen einen Maulkorb umgehängt. Leider, leider, werden sie sagen, denn dann hätte sich alles wieder gelohnt. So paradox geht es beim Kleinkunsthund zu: Das Fehlen eines Maulkorbs verleidet ihm das Bellen.»

Ein neuer Fall demnach – in alter Sache.

Nun, es hat ja bei den Münchnern schon lange gekriselt. Einmal deutlicher merkbar, einmal versteckter. Es knirscht auch im Getriebe des Düsseldorfer «Kommödchens» – und die Berliner «Stachelschweine» sind seit ihrem Umzug von der «Ewigen Lampe» ins «Europacenter» zur platten Touristen-Schnauze geworden, zu possenhaften Ablieferern, denen mittlerweile langjährige Autoren die Gefolgschaft versagen, weil sie des schnellgesprochenen Komödienstadels leid wurden.

Die Versuchung ist nun groß, schicke Parallelen zur Schweiz zu ziehen. Auch hier hat sich Unbehagen eingeschlichen, begründet in der Behaglichkeit, hört man. Es bedürfe neuer Formen, die Flut der Ereignisse überspüle die Dämme eines bühnengefertigten Programms, wo bleiben die Jungen, die Stars sind etabliert, die Autoren kommerzialisiert, nun ja, munteres Unterhaltungskabarett an lauen Sommerabenden, samstägliche Glossen im Radio, dazu reicht's noch.

An all dem muß es partiell seine Richtigkeit haben. Echt bezweifeln möchte ich jedoch das – ebenfalls immer wieder angemerkte – Fehlen von Themen.

Ach Gott – wir sind schon wieder mitten drin in der uferlosen Diskussion. Und man ist mitschuldig an der Uferlosigkeit. Man könnte ja und man sollte und man müßte eigentlich.

Warum soll und kann und muß man nicht?

Zugegeben: hier sind oberflächliche Reflexionen angeboten zu einem Thema, das Oberflächlichkeit nicht gestattet. Ausgelöst durch den äußeren Anlaß der Auflösung der «Lach- und Schießgesellschaft». Auch hier: Resignation, soweit das Auge reicht.

Das schon zitierte «Streiflicht» ist nochmals zu zitieren:

«Die Toleranz feiert Orgien. Der Minister ist hart im Nehmen, der Aufsichtsratvorsitzende auch. So viel können die da oben auf dem Brettl gar nicht zersetzen, daß es die Betroffenen nicht urkomisch finden. Und dann kommt, zu allem Uebel, auch noch die Partei in Bonn an die Macht, für die sich der Kabarettist den Mund fußlig geredet hat. Eine trostlose Lage, und kein Goebbels weit und breit. So ziehen die Schwabinger nun ihre Zimmerstutzen ein, mit denen sie zahllose, hell umjubelte Blattschüsse anbringen durften.

Das Hildebrandtslied ist zu Ende.»

Ende.

Ende?

Quartierbeiz

A de Tecki hanget Rauch vo füffzäh Jahre.
Us em gliiche Büffet-Hahne tropfet immer s gliichi Pier.
D Gretl us em Schwarzwald mit de blonde Haare
ghört derzue. Zum Beizli im Quartier.

Rächts, am runde Tisch, hocked drei Mane.
Und e Fahne vome Gsangsverein isch hinder Glas.
Ime Chaschte hanged, schtönd Medaille, Channe.
Im Quartier gäbts doch keis Beizli ohni das.

Vor em Heigah trinkt mer na siin Landwii-Zweier.
Jede, jeden Aabig uf em gliiche Platz.
Näbem Iigang diskutiert de Schnurri-Meier
und behauptet, geschtert heig mer siini Chatz

hinde bi de Garage Hueber eifach überfahre.
Und d Frau Wirtin meint, s seig truurig wäg dem Tier.
Wer hätt Gschuld? Da isch de Schnurri-Meier nöd im klare.
So Problem gitts halt im Beizli vom Quartier.

Vornedraa, bim große Feischter, fluechet eine,
s gäb e Bank, wo da en Nöibou mache will.
Dadrgäge, seit er, säg im Gmeindrat keine
öppis. Und im Beizli vom Quartier wirds schtill.

Dänn dä Nöibou isch genau deethere plaanet,
wo me sich bis hütt all Aabig troffe hätt.
De Drogischt vo vis-à-vis hätt scho sitt langem gmahnet
und verzellt, das er e Iigab mache wett.

A de Tecki hanget Rauch vo füffzäh Jahre.
Us em gliiche Büffet-Hahne tropfet immer s gliichi Pier.
Aber d Ziit wird mit de Ziit d Ziit überfahre.
Und dermit au bald emale s Beizli vom Quartier.

Nu öpper findt im ganze Chrüsimüsi guet de Rank.
Und das isch d Bank.

Max Rüeger

«Das Hildebrandtslied ist zu Ende . . .» ▷

Szenenbild der Münchner Lach- und Schießgesellschaft aus «Rheingold», das weniger mit Richard Wagner als vielmehr mit der Verschmutzung des Rheines zu tun hat. Von links nach rechts: Jürgen Scheller, Ursula Noack, Achim Strietzel, Dieter Hildebrandt und Horst Jüssen.